

## GRK 2845 Family Matters. Figuren der (Ent-)Bindung

### GRK 2845 Family Matters. Figures of Allegiance and Release

- Fachklassifizierung: Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Anglistik, Germanistik, Klassische Philologie, Nordische Philologie, Romanistik, Slavische Philologie, Kulturwissenschaft, Gender Studies
- Schlagworte: Literaturgeschichte der Familie / Familiengeschichte der Literatur, Familie als imaginäre Institution, Wechselwirkungen zwischen literarischen und extra-literarischen Familiendiskursen von der Antike bis zur Gegenwart

#### 1. Zusammenfassung deutsch/englisch:

Von den Götter- und Heldensagen der Antike bis zur gegenwärtigen Renaissance des Familienromans bietet die Weltliteratur ein unerschöpfliches Archiv von *family matters*. Die Literaturwissenschaften haben dieses Archiv bisher zumeist unter sozialgeschichtlichen Gesichtspunkten konsultiert, sei es, dass Literatur als sozial-geschichtliche Quelle herangezogen, sei es, dass sie selbst als Medium der Sozialisation oder der intergenerationellen Auseinandersetzung gefasst wurde. Das hier beantragte Graduiertenkolleg setzt anders an: Es fasst ‚Familie‘ als imaginäre Institution (Castoriadis) und *imagined community* (Anderson) auf, für deren Modellierung der Literatur als transkulturellem und interdiskursivem Reflexionsmedium besondere Bedeutung zukommt. Das je epochenspezifische (Selbst-)Verständnis von Familie, so die Ausgangsthese, wird weitgehend über kulturelle Leiterzählungen und ikonische Bilder verhandelt, die Verwandtschafts- und Geschlechterrollen, Beziehungsmodi, affektive Haltungen und kulturelle Ideale, familiäre Kernkonflikte und Lösungsmuster (prä)figurieren, dabei aber auch eine symbolische Ordnung zur Diskussion stellen, deren normative Kraft und deren Ansprüche an den Einzelnen es immer wieder neu und immer wieder anders zu plausibilisieren oder zu kritisieren, zu affirmieren oder zu dekonstruieren, zu modifizieren oder zu revidieren, anzueignen oder zu verwerfen gilt. Dabei erweist sich Familie nicht nur als elementares kulturelles Ordnungsmuster, sondern auch als basale Figur der (Ent-)Bindung, die zwischen Herkunft und Zukunft, Fremdbestimmung und Selbstbestimmung, Identifizierung und Entfremdung oszilliert und in deren Zeichen Literatur stets auch ihre eigenen Bindungs- und Lösungskünste (*desis* und *lysis*) mitverhandelt. Schon Michail Bachtin rechnete Familie daher nicht nur zu den universalen Themen, sondern auch zu den grundlegenden Chronotopoi der Literatur. Das beantragte Graduiertenkolleg mit beteiligten Wissenschaftler\_innen aus allen an der LMU vertretenen Philologien und entsprechenden Kohorten von Doktorand\_innen hat zum Ziel, die literarischen Traditionen und Diskurse des Familialen erstmals systematisch aufzuarbeiten und auf diese Weise eine umfassende Archäologie (Foucault) des familialen Imaginären zu leisten. Dabei sollen auch kulturgeschichtliche Narrative (wie etwa Hegels Geschichtsphilosophie der Familie, Riehls Erzählung vom Verfall des „ganzen Hauses“ und Freuds Saga vom Vatermord als Ursprung der Menschheitsgeschichte) einbezogen werden, die, obwohl wissenschaftlich längst widerlegt, den Mythos der bürgerlichen Kleinfamilie bis heute prägen. Die Arbeit an diesem Mythos ist umso nötiger, als Reproduktionstechnologien und neue Formen sozialer Elternschaft (jenseits des biologischen Geschlechts) gegenwärtig zu einer Neubestimmung von Familie und Verwandtschaft herausfordern.

From heroic sagas of antiquity up to the present-day revival of family romance and life writing, world literature offers a rich archive of family matters. Literary studies have not as yet explored this archive except in terms of social history, using literature as a socio-historical source or, alternatively, as a medium of socialisation and intergenerational engagement. The Research Training Group we propose takes quite a different approach. We understand ‘family’ as an

imaginary institution (Castoriadis) and an imagined community (Anderson), decisively shaped and brought about by literature as a transcultural and interdiscursive medium of social reflection. We thus proceed on the assumption that whatever is conceived as 'family' is largely negotiated through cultural master narratives and iconic images. They (pre)figure kinship systems and gender roles, structures of feelings and relationships, fundamental family norms and conflicts just as the strategies to deal with them, in this way also offering occasions to construct and contest the symbolic order whose normative power and claims must continuously be reaffirmed, justified, revised, criticised, modified, deconstructed, appropriated or rejected. In this process, 'family' operates not just as an important module in all attempts at creating order but also as an elementary figure of allegiance and release – a figure uneasily encompassing ancestry as well as offspring, heteronomy as well as autonomy, identification as well as alienation, a figure therefore of literature itself which also always comes into itself by means of binding and releasing (*desis* and *lysis*). For this reason, Mikhail Bakhtin already identified 'family' as one of the basic formal devices (*chronotopoi*) of world literature. Our Research Training Group brings together experienced and early stage researchers from all of LMU's literature departments, ranging from Classics to contemporary writing. The first project of its kind in literary studies, we propose to explore 'family matters' in comparative and theoretical approaches, and with a view to their historical and cultural specificities, including transcultural and postcolonial perspectives. We aim to work towards a systematic account of the literary paradigms and discourses that produce 'the familial' and so establish a comprehensive archaeology (Foucault) of the family imaginary. At the same time, we plan to address and question historical master narratives such as Hegel's philosophy of history, Riehl's notion of 'the whole house' ("das ganze Haus"), or Freud's origin story of parricide, which – though scientifically falsified – continue to shape myths of the bourgeois nuclear family. Working on and through such myths is imperative today, all the more so because current developments in biotechnology and reproductive medicine are producing new and alternative forms of parenting (beyond biological sex) that radically challenge our understanding of family and kinship.

## 2. Fragestellung und Problemkontext

Literarisch figuriert und oszilliert Familie zwischen Oppositionen wie Geborgenheit und Gefangenschaft, Fremdbestimmung und Selbstbestimmung, Kollektivierung und Subjektivierung, Vertrautheit und Bedrängtheit, Identifizierung und Entfremdung, Verdrängung und Rückkehr: Wie im Vexierbild lässt sich in ihr mal das eine, dann wieder das andere finden. Auch die kulturellen Großerzählungen der Moderne – wie der Kommunismus, Darwinismus oder die Psychoanalyse – gründen je auf ihre Art sehr klar auf einem Familienmuster und können daher solchen Ambiguitäten nicht entgehen. Grundannahme ist hierbei, dass die Familie sich nicht nur in die Wechselkräfte von Bindung und Entbindung eingespannt sieht, sondern dass die für die Familie konstitutive Bindung grundsätzlich auf Ent-Bindung angewiesen ist und umgekehrt. Diese Wechselkräfte bezeichnen zugleich poetologische Kategorien: Wie schon Aristoteles für die Tragödie fordert, muss in der Schürzung des Knotens (*desis*) die Lösung (*lysis*) schon angelegt sein, sind „Verstrickungskünste“ und „Lösungskünste“ aufeinander bezogen (Vogel 2008). Damit gewinnen Familienerzählungen zugleich ein poetologisches Profil.

Ihre literarische Virulenz gewinnt Familie so auch just aus Reibungen und Störungen, Konflikten und Entzweiungen. Insofern Familie niemals mit sich identisch ist, könnte man in Abwandlung der bekannten Eingangsbehauptung von *Anna Karenina* daher den Satz aufstellen, glückliche Familien gebe es nicht, ihr Bewusstsein (zumindest ihr literarisches) sei gleichsam immer schon „unglücklich“. Auch die bekannte Schlussformel des Märchens („und sie lebten glücklich und zufrieden bis an ihr Ende“) deutet an, dass ein gestiftetes, gesichertes, frag- und reibungslos funktionierendes Familiendasein weder Stoff noch Anlass zum Erzählen bietet. Danach wäre Familie ein Telos des Erzählens, das, einmal erreicht, die Erzählung zum Stillstand oder jedenfalls zum Leerlauf bringt. Zugleich gilt Familie aber als Voraussetzung, als Ausgangs-, Abstoßungs- und Startpunkt des Erzählens, besonders bei Bildungs- und Emanzipationsgeschichten, in denen sich der weitere (Erzähl-)Weg vornehmlich als

Auseinandersetzung mit – oder Emanzipation von – den gesetzten Vorgaben, welche die Familie markiert, entfaltet. Auch für das bemerkenswerte Interesse, das insbesondere bürgerliche Literatur an Waisen, Bastarden, Findel- und Kuckuckskindern nimmt, steht der eminente Ordnungssinn ein, den Familie verbürgt: In der schrittweisen Aufklärung der wahren Zusammenhänge, denen die Störfigur doch letztlich zuzurechnen ist, bekundet sich zugleich das Bedürfnis nach einem stabilen Referenzsystem, das auch dem Akt des Schreibens, Lesens, Spielens, Zuschauens oder Erzählens seinen Ort und Sinn zuweist. So erweist sich Familie gerade in ihren Anfechtungen und Krisen immer wieder als markante Grenzbedingung kultureller Arbeit.

Solche Grenzbedingungen werden derzeit neu verhandelt, angefochten, befragt und gesetzt. Mit der reproduktionsmedizinischen Ausweitung an Möglichkeiten, wie beispielsweise Vater- oder Mutterrollen sich begründen lassen, stehen wir im 21. Jahrhundert vor bislang ungekannten und noch unabsehbaren Herausforderungen, die freilich auch neue Chancen für die Auffassung und Gestaltung von Familie bieten. Dazu kommen interkulturelle Neuorientierungen durch Migration und Globalisierung. Diese werden nachdrücklich und oft sehr gezielt auch von literarischen Projekten aufgegriffen und gestaltet. Darauf deutet nicht zuletzt der aktuelle Boom von *life writing*, autozoobiographischem Schreiben und anderen Textformen, die unser herkömmliches Familienvokabular und -repertoire neu durchmustern und deklinieren. Ein literaturwissenschaftlich ausgerichtetes Promotionskolleg, das sich dezidiert und konstitutiv auf den Dialog mit Soziologie, Psychologie, Pädagogik, Geschichtswissenschaft und Ethnologie einlässt, kann zum Verständnis von Familie als kulturellem Ordnungsmuster demnach sehr viel mehr beisteuern als lediglich thematisches oder motivisches Material: Literarische Texte stellen Strukturen, Rollen und Modelle zur Verfügung und zugleich zur Diskussion wie ebenso auch Leitmetaphern und -vehikel, (Selbst-)Verständigungs- oder Verortungsstrategien, Zurechnungsgrößen, Zeichenrepertoires und Differenzmarkierungsmuster. Wenn man Verwandtschaft grundlegend „als Text“ wie auch „als Sprache“ auffasst und behandelt (vgl. von Braun 2018), weist die Familienfrage klar ins Zentrum literaturwissenschaftlicher Arbeit. Es ist an der Zeit, ihr nachzugehen.

Dass 'Familie' in literarischen Kategorien wahrgenommen wird (und zwar auch oder sogar gerade da, wo diese als solche *nicht mehr* wahrgenommen werden), zeigt schon der alltägliche Sprachgebrauch, der das „Familienidyll“ ebenso kennt wie die „Familiendramatik“. Mit beiden Bezeichnungen werden Gattungstraditionen aufgerufen, die – neben Roman, Komödie und Melodram – offenbar die normative Prägung von Familienbildern bis hin zu heutigen 'Regenbogenfamilien' ebenso steuern wie die Diagnose ihres Scheiterns (und die im übrigen in populären Formaten wie Familienserien, Hollywood-Produktionen, Zeitungsreportagen und in der Werbung weiterleben). Dass „nirgendwo (...) in wärmeren Worten von Kinderglück und elterlicher Liebe die Rede (ist) als in den Broschüren von Reproduktionskliniken“ (Koschorke 2010, 8), bezeugt die Hartnäckigkeit eines Ideals, dessen normative Kraft sich offenbar gerade in seiner Unerfülltheit (und mutmaßlichen Unerfüllbarkeit) bewährt.

Bereits Michail Bachtin (2008) zählte Familie nicht nur zu den herausragenden *Sujets*, sondern auch zu den grundlegenden *Chronotopoi* der Weltliteratur (insbesondere des Romans) und unterstrich damit die *raumzeitliche Orientierungsleistung* der Familie als elementarem Ordnungsmuster von Kultur und Literatur. Als „Mikrowelt“ stellt die Familie dabei auch aus seiner Sicht eine Sonderform der Idylle dar, die er ihrerseits zu den grundlegenden Chronotopoi der Folklore rechnet. Schon die sprichwörtliche Wendung vom „trügerischen Idyll“ bezeugt dabei dessen Nähe zur Tragödie, in die es, einer weiteren Gattungskonvention zufolge, jederzeit umschlagen kann. Neuere literaturwissenschaftliche Ansätze behandeln daher „Kitsch“ und „Katastrophe“ als inhärente Pole der (Familien-)Idylle selbst: „Der Kitsch und die Katastrophe sind miteinander 'idyllisch verwickelt'.“ (Jablonski 2019, 124)

Auch wo diese Verbindung nicht hergestellt wird, werden literarische Traditionen herangezogen, um Familienbilder zu entwickeln. So gewinnt beispielsweise Hegel sein (äußerst einflussreiches) Verständnis der sittlichen Grundlage der Familie wie selbstverständlich aus der Lektüre griechischer Tragödien, indem er umgekehrt „die Familienliebe der Gatten, der Eltern, Kinder, Geschwister“ neben dem „Staatsleben, de[m] Patriotismus der Bürger, de[m] Wille[n] der Herrscher“ zum „wahrhaften Inhalt des tragischen

Handelns" bestimmt (1986, Bd. 15, 521). Zwar projiziert Hegel damit lediglich eine Konfliktkonstellation der bürgerlichen Kleinfamilie des 19. Jahrhunderts, in der sich ihm zufolge der schon in der Antike angelegte objektive Begriff der Familie erfüllt, auf die griechische Tragödie zurück (Bockenheimer 2013); das ändert jedoch nichts daran, dass sich die moderne (Literatur-)Geschichte der Familie immer wieder auch von dieser Tradition herschreibt, die sich im 19. Jahrhundert noch zwanglos mit christlicher Ikonographie (vgl. beispielsweise ebenfalls Hegels Stilisierung der *Sixtinischen Madonna* zum Inbild bürgerlicher Mutterliebe) und mit der „Faszination des Römischen für die bürgerliche Welt“ (von Matt, 124), etwa in Theodor Mommsens Erhebung der römischen Familie zum zeitlos gültigen Modell (Mommsen 1854, Kap. V), verbindet.

Wenig überraschend, ja nachgerade erwartbar, erscheint vor diesem Hintergrund auch die Rückkopplung familialer Kernkomplexe an den Handlungs- und Vorstellungshorizont der griechischen Tragödie durch Sigmund Freud. Dass (der Freud'sche) „Ödipus“ als Figur des (familialen) Begehrens – neben dem „Arbeiter“ als Figur der (außerfamilialen) Produktion – zu einer Leitfigur des 20. Jahrhunderts werden konnte (Lacoue-Labarthe 2003), bezeugt zumindest die Wirkungsmacht der (nicht nur) von Hegel aufgerufenen literarischen Tradition bis in die heutige Auffassung und Darstellung der Familie hinein. Mit Freud ist zugleich ein „Diskursbegründer“ (Foucault) des 20. Jahrhunderts genannt, der es unternommen hat, gleich die ganze Menschheitsgeschichte als „Familienroman“ (Freud 1966) darzustellen: Der Bogen reicht vom hypothetischen „Urvatermord“ in *Totem und Tabu* (im Anschluss an Bachofen et al.) bis hin zur Erzählung der Religionsgeschichte von Judentum und Christentum als Wiederkehr des Verdrängten in *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*. Von Freud selbst als „historischer Roman“ angeschrieben, erlangte seine Darstellung den Status eines Mythos des 20. Jahrhunderts und war (oder ist immer noch) als solcher ausgesprochen erfolgreich.

Was die bisher genannten Beispiele zeigen, ist erstens, dass „Familie“ als *narrativer Chronotopos* und *kulturelles Ordnungsmuster* tief in literarischen Traditionen verankert und ohne diese nicht zu denken ist, und dass zweitens, wenn von „Familie“ die Rede ist, immer schon von mehr als nur von „Familie“ die Rede ist – von Familie und Staat zum Beispiel, oder von Familie und Religion.

Eben diesen Sachverhalt betont auch Peter von Matt, wenn er festhält, dass „Familie“ in der Literatur grundsätzlich als „symbolisches System“ zu betrachten sei, „das in jedem seiner Teile über sich hinausweist. (...) Wie immer man sich den menschlichen Intimverband denkt (...), sobald er die *dramatis personae* einer Erzählung oder eines Schauspiels abgibt, werden seine Mitglieder Teile eines symbolisch-repräsentativen Musters, in dem sich die Ordnung des gesellschaftlichen Ganzen abbildet, zusammen mit deren Gefährdungen, Zwängen und Erleichterungen“ (1995, 58–59). Die Besonderheit des literarischen Diskurses (im Gegensatz etwa zum philosophischen oder zum wissenschaftlichen) sieht von Matt freilich darin, dass der literarische Diskurs „die Pflicht, vom Ganzen zu reden“ (ebd., 59), nur erfüllen kann, indem er vom „Privaten“ redet: Auch das macht „Familie“ zu einem bevorzugten Topos der Literatur.

Mit der „Pflicht, vom Ganzen zu reden“, ist eine Dimension von Literatur angesprochen, die sich auch als Exemplarität anschreiben lässt (Lowrie/Lüdemann 2015) und auf der schon Hegel insistiert: Seine Kritik der Idylle gründet auf deren regionalem Charakter, der die „großen Weltbegebenheiten“ verfehlt und der daher nur von „geringfügigem Interesse“ sei. Die einzige Ausnahme, die er gelten lässt, ist Goethe, dem es in *Hermann und Dorothea* gelungen sei, „das Häusliche und Ländliche“ der Kleinstadtidylle „mit den weitesten, mächtigsten Weltbegebenheiten“, namentlich der Französischen Revolution, in Beziehung zu bringen (1986, Bd. 13, 250–51). Das damit angesprochene *chronotopische Paradox* von Familie und ihrer Darstellung beschäftigt noch Robert Musil, wenn er dem „Hauptwesen der Familie, daß auch der Mensch, der keinen Platz in der Welt hat“ und „dessen Name nur bei der Todesanzeige der Allgemeinheit vor Augen kommt, (...) doch in der Familie seinen bestimmten Platz hat“, den Nachteil gegenüberstellt, dass die Familie „kleiner als eine Kleinstadt“ sei, je inniger, desto „herzloser (...) für alles, was außerhalb ihrer geschieht“ und daher „die Stammburg aller Geistlosigkeit, welche unser öffentliches Leben durchsetzt“ (Musil 1926). Gelingendes Leben scheint, ebenso wie gelingende Darstellung, an die Überwindung des bloß oder allzu Familialen gebunden. Ist „Familie“ daher auf der einen Seite die Figur sozialer

Bindung schlechthin: der Einbindung der Einzelnen in ein unkündbares System der Verwandtschaftsnamen und -plätze ebenso wie in die Ordnung der Filiation (die „Kette der Generationen“), der juristischen Bindung des Paares in der Ehe und des Familienbesitzes in der Erbfolge ebenso wie der gefühlsmäßigen Bindung der Mitglieder des Intimverbands aneinander, so ist sie doch zugleich wirksames Prinzip und Schauplatz sozialer *Entbindung*: sowohl im Wortsinn der Prokreation und Natalität (Arendt), die neues Leben in die Welt setzt und so immer wieder neue Anfänge ermöglicht, als auch im erweiterten Sinn einer Gemeinschaft auf Zeit, die nicht nur durch Entfremdung, Scheidung oder Tod ein (frühzeitiges) Ende finden kann, sondern die auch in der Ablösung (ggf. im Konflikt) der Generationen von vorne herein darauf angelegt ist, den Einzelnen aus der Herkunftsfamilie in die größere Welt und in dieser eventuell in eine Zielfamilie zu entlassen. Eher denn als statisches Gebilde lässt sich „Familie“ daher als dynamisches Beziehungsgeflecht begreifen, in dem, ebenso wie im Drama, Bindungswunsch und Lösungsbegehren, *desis* und *lysis*, „Verstrickungskünste“ und „Lösungskünste“ (Vogel 2008) beständig mit- und gegeneinander wirken, und ebenso wie im Drama ermisst sich „das Gelingen der *desis*“ in der Familie „vor allem daran, ob sie ihre Lösung im Prozess der Verknüpfung vorbereitet.“ (Vogel 2008, 273)

Wenn also Literatur den Bruch zwischen Familie und 'Welt' (Staat, Nation, Gesellschaft...) ebenso verhandelt wie den zwischen Ich und Familie, so kann sie gleichzeitig als dasjenige Medium angesehen werden, das zwischen diesen Instanzen auf exemplarische Weise (‚bindend‘ und ‚entbindend‘) vermittelt, und zwar nicht nur im Drama (wie in Ibsens *Nora/Ein Puppenheim* oder Strindbergs *Der Vater*), sondern auch im Roman (so beispielsweise, einer weit verbreiteten Lesart zufolge, in Goethes *Wilhelm Meister* oder Hamsuns *Segen der Erde*) – oder auch darstellt, wie und woran diese Vermittlung scheitert (von Augustinus' *Confessiones* über Kellers *Grünen Heinrich* und Kafkas *Verwandlung* bis zu Fritz Zorns *Mars*). Auch „Entwicklung“, Paradigma des Bildungsromans ebenso wie der auf ihm fußenden Pädagogik, ist eine Knotenmetapher, die in letzter Instanz auf die Dichtung als „Knotenkunst“ (Vogel 2008, 269) zurückweist. Mit den Bindungs- und Lösungskräften der Familie verhandelt Literatur daher immer zugleich ihre eigenen narrativen und dramatischen Verlaufsformen. Besonders deutlich wird das im großen Bereich memorialen und postmemorialen Schreibens, in dem sich Familiengeschichten oft unmittelbar mit der Bearbeitung historischer Traumata verbinden bzw. Familie selbst sich als Schau- und Umschlagplatz traumatischer Erfahrungen erweist. Bemerkenswert, wenn auch selten bedacht, ist hieran zunächst, dass Traumata überhaupt bevorzugt innerhalb von *Familienzusammenhängen* weitergegeben werden, und zwar bis in die dritte oder vierte Generation und gerade da, wo über die traumatischen Erfahrungen der Eltern- oder Großelterngeneration *nicht* gesprochen wird. In der transgenerationalen Weitergabe von Traumata erweist Familie, so könnte man sagen, ihre maximale (und diesfalls unheilvolle) Bindungskraft bis hin zur völligen ‚Kolonisierung‘ (Oliver 2004) des Lebens der Nachkommen durch die unbearbeiteten Traumata der Vorfahren. Besteht die maximale Bindungskraft des Traumas darin, dass wiederholt werden muss, was nicht erinnert werden kann, so bewährt Literatur ihre Lösungskräfte umgekehrt in der genealogischen Spurensuche und der anamnesticen Durcharbeitung von Familienarchiven. Deren Material kann dabei von persönlichen Erinnerungen über Photographien und Briefe bis hin zu historischen Dokumenten reichen. Dass Literatur und Literaturwissenschaft seit den 1970er Jahren wesentlichen Anteil an historischer Gedächtnisarbeit und Zeugenschaftsdiskursen hatten, ist daher ebensowenig Zufall wie die prominente – allerdings bisher kaum theoretisierte – Rolle von Familiennarrativen in diesem Zusammenhang. Ursprünglich im Rahmen der Holocaust Studies entwickelt, erstrecken sich Ansätze memorialen und postmemorialen Schreibens und deren literaturwissenschaftliche Reflexion inzwischen auch auf die Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus und durch Kriege und Armut erzwungener Migration. Der seit den 1990er Jahren „neu erfundene“ Familienroman (Bay 2017, 298) dient daher auch als „Medium von Gedächtnisdiskursen (...), um koloniale Vergangenheit und postkoloniale Gegenwart miteinander zu verknüpfen“ (ebd.; vgl. Götsche 2013, 335–407). ‚Familie‘ erweist sich so nicht zuletzt als *contact zone* oder „Übergangsraum“ zwischen Individualgeschichte und politischer Geschichte oder biographischer „Eigenzeit“ und politischer „Ereigniszeit“ (Alexander Kluge).

Als Denkfigur und Erkenntnismodell weist ‚Familie‘ darüber hinaus auf weitere Forschungsthemen. So entspricht der Literaturgeschichte der Familie eine ‚Familiengeschichte‘ der Literatur, deren genealogischer Zusammenhang darin besteht, dass sie nicht nur Familienmodelle unablässig weiter tradiert, adaptiert, parodiert und uminterpretiert, sondern dass sie (damit) selbst einem familialen Muster folgt. Unter dem Namen der *Querelle des Anciens et des Modernes* wurde der Generationenkonflikt in der Literatur zuerst virulent; er reicht mindestens bis zur Logik der Avantgarden im 20. Jahrhundert. Harold Blooms Hermeneutik der „Einflussangst“ (Bloom 1995) entwarf literarische Abstammungsverhältnisse, symbolische Sippschaften aus (zerstrittenen) Vorläufern und Nachfolgern. Sie betrieb damit eine Familiarisierung der Literaturgeschichte, die im Zeitalter der Literatursoziologie und der Diskursgeschichte provozierend wirken musste. Sie hat trotzdem erheblichen Beschreibungswert, weil sie eine ‚Innengeschichte‘ der Literatur erzählt und in der Lage ist, intertextuelle Verhältnisse dynamisch zu beschreiben. Dieser Ansatz ist bisher kaum weiterverfolgt worden, dabei hat er eine Reihe ungelöster Probleme hinterlassen, z. B. die Frage, ob diese Art ödipaler Textrivalität ein ‚westliches‘ Phänomen ist oder ein transkulturelles, das in der medialen Verfassung von Literatur gründet. Das literatursoziologische Korrelat zu dieser psychologisierenden Untersuchung literarischer Genealogien ist die Erforschung (synchroner) Gruppenbildungen im Feld der Literatur: der unzähligen Thiasoi, Orden, Kreise, Bünde, Assoziationen, die in der Regel homosozial organisiert sind (Verbrüderungen, Verschwisterungen) und dazu dienen, Literaturpolitik zu machen, Rivalitäten zu moderieren oder symbolisches Kapital nach einem *Shareholder*-Modell zu verwalten. Auch hier ist zu fragen, welche familiären Übertragungen solchen Assoziationsformen jeweils zugrunde lagen.

Folgt man Émile Benveniste (Benveniste 1993), so gehört „Familie“ hingegen nicht zu den indoeuropäischen Institutionen. Nach einem entsprechenden Eintrag sucht man in *Indoeuropäische Institutionen. Wortschatz, Geschichte, Funktionen* vergebens, und auch im Kapitel über *Die Terminologie der Verwandtschaft* kommt „Familie“ oder „Großfamilie“ – im Gegensatz zu „Vater“, „Mutter“, „Bruder“, „Schwester“, „Ehe“ usw. – lediglich als Hilfsübersetzung für eine Reihe anderer Termini vor: „Sippe“, „Clan“, „Haus“ oder „Stamm“. Der lateinische Begriff *familia* wird dagegen im Kapitel über Sklaven behandelt und von *famulus* (Diener) abgeleitet: Etymologisch gesehen, setzt sich die *familia* aus der Gesamtheit der *famuli* zusammen, der Diener, die in ein und demselben Haushalt leben. „Dieser Begriff stimmt also nicht mit dem überein, was wir unter ‚Familie‘ verstehen, nämlich ausschließlich diejenigen, die verwandtschaftlich miteinander verbunden sind.“ (Benveniste 1993, 283) Wenn „Familie“ in Benvenistes ‚Familiengeschichte‘ der *Indoeuropäischen Institutionen* dennoch ein häufig verwendeter Begriff ist, so in der überwiegenden Anzahl der Fälle im Sinn von „Wortfamilie“ oder „Sprachfamilie“. Das familiäre Muster, das die indoeuropäischen Sprachen über die gemeinsame Abstammung von einer hypothetischen Ursprache zusammenhalten soll, beruht auf linguistischer Spekulation und einer metaphorischen Verwendung von Verwandtschafts- und Abstammungstermini.

Eine solche Metaphorisierung des Familialen lässt sich in den verschiedensten Bereichen beobachten. Neben der Konzeption von Literatur- und Sprachgeschichte als Familiengeschichte sind in erster Linie die Bereiche des Religiösen und des Politischen zu nennen (wobei sich alle diese Bereiche in der metanarrativen Konstruktion von Kultur- oder Nationalgeschichte als Abstammungsgeschichte auch bündeln oder überlappen). Bildungen wie Vaterland und Landesvater, Gott als Vater und als Sohn, Mutterland und Muttersprache, Mutter Natur und Mutter Erde, die Nation als Abstammungsgemeinschaft, die spirituelle/christliche Familie im Gegensatz zur ‚weltlichen‘ (Mt 10, 37), Brüderlichkeit als soziale Metapher im Christentum und in der französischen Revolution, die an deutschsprachigen Universitäten gebräuchlichen Termini Doktormutter bzw. -vater, aber auch die Konstruktion von Wort- und Sprach-, von Tier- und Pflanzenfamilien etc. zeugen dabei von der Suggestivität eines Beziehungsmodells, das Familie einerseits als „totale soziale Tatsache“ (Mauss 1989) erscheinen lässt, das andererseits aber in erster Linie die Funktion zu haben scheint, die als ‚familial‘ benannten Verhältnisse zu naturalisieren, sie in einen präpolitischen, scheinbar fraglos gegebenen Bereich natürlicher Klassifikation zu verlegen.

„Familie“ soll alles heißen, was auf natürliche Weise, aufgrund gemeinsamer Herkunft und Abstammung, fraglos und unkündbar zusammengehört und was durch diese Zusammengehörigkeit alles Unzugehörige ausschließt, und zwar selbst da noch, wo mit der „Family of Man“ (Steichen 1955) die maximale Extension des Modells erreicht scheint.

Umgekehrt bietet das Familienmodell aber auch immer wieder Anlass, ‚natürliche‘ Zugehörigkeit gerade zu bestreiten und ihr ‚Wahlverwandtschaften‘ oder Adoptionsphantasien (Dettmering 1994) entgegenzusetzen. So konstruiert beispielsweise Friedrich Nietzsche (1999, 268–269) ‚geistige‘ Vaterschaft explizit aus dem Gegensatz zu biologischer Abstammung, und Ludwig Wittgensteins Begriff der „Familienähnlichkeit“ (Wittgenstein 1980) stellt die Möglichkeit natürlicher Klassifikation gerade in Frage.

Insbesondere das Konzept der „Familienähnlichkeit“ scheint geeignet, ‚Familie‘ als absolute Metapher (im Sinne Blumenbergs), ja geradezu als „Geburtsstätte aller Metaphern und mithin der Literatur“ (Raulff 2018) auszuweisen. Vermutlich (Nedo 2018, 73) aus eigenen Experimenten Wittgensteins und seiner Schwester Helene mit dem Verfahren der Galton’schen Misch- oder Kompositphotographie hervorgegangen (bei dem Porträtphotographien übereinander geblendet werden, um aus deren Überschneidungen einen gemeinsamen familiären oder ‚rassischen‘ Typus zu extrahieren), wird das Konzept bei Wittgenstein umgekehrt zur Metapher einer konstitutiven *sprachlichen Unschärfe* oder „Verschwommenheit“, die es gerade *nicht* erlaubt, allgemeine Typen oder Oberbegriffe zu bilden. Was Wittgenstein hauptsächlich an den Begriffen der Sprache, des Spiels und des Sprachspiels erläutert, gilt aber auch für den (in diesem Fall doppelt) ‚bildspendenden‘ der Familie selbst: Es lassen sich keine allgemeinen Merkmale für alle Familien aufstellen, sondern nur ‚Familienähnlichkeiten‘ zwischen ihnen feststellen. Das Analogiedenken, das Wittgensteins Konzept, aber auch dessen eigener Bildung (der Übertragung des Begriffs der Familienähnlichkeit von der Familie auf die Sprache) zugrunde liegt (Teuwsen 1988), zeigt ‚Familie‘ so letztlich selbst als analogiebildendes Prinzip. Gerade deswegen ist es aber letztlich auch nicht möglich zwischen ‚eentlichen‘ und ‚übertragenen‘ Verwendungen des Familienbegriffs zu unterscheiden. Als absolute Metapher bildet „Familie“ vielmehr selbst eine Metafigur der (Ent-)Bindung, die die verschiedensten Bereiche der Gesellschaft übergreift und zueinander in Beziehung setzt.

### 3. Forschungsfelder

Die im Folgenden umrissenen Forschungsfelder verstehen sich nicht als strikt gegeneinander abgegrenzte oder auch nur abgrenzbare Bereiche, denen Promotionsthemen eindeutig zugeordnet werden sollen, sondern lediglich als heuristische Querschnitte des Materials aus verschiedenen Perspektiven. Sie dienen insofern lediglich der Anregung. Neue Perspektiven und anderes Material sind ausdrücklich erwünscht.

#### A. Familienakte zwischen Bindung und Entbindung

Gemäß dem im Kolleg zur Diskussion stehenden Verständnis von ‚doing family‘, das alles Familiäre als performativ erzeugt und verhandelbar begreift, sind ‚family acts‘ (kaum anders als *speech acts*) regelgeleitete und zugleich regelsetzende Handlungen, die auf kulturelle Vorgaben bzw. institutionelle Rollen zurückgreifen sowie auch in deren Autorisierungsmuster eingreifen. Jeder solcher Akt von Familienstiftung, -stärkung oder -bindung geht dabei notwendig mit Los- und Auflösungsprozessen einher, mithin Entbindungsakten, die ihn allererst ermöglichen und weiterhin bedingen. Dieses Wechselspiel geht in die gesellschaftlichen Skripte ein, mit denen der Komplex Familie kulturell – und vornehmlich eben literarisch – dargestellt, vorgestellt, hervorgebracht und intergenerationell vermittelt wird. Dazu dienen insbesondere mythische Kernerzählungen, wie sie der Literatur traditionell ein breites Reservoir familialer Mythologeme zur Verfügung gestellt haben.

In diachroner Perspektive lassen sich dabei im europäischen Raum zunächst mit der griechischen, der römischen und der biblischen Linie drei solcher Traditionsstränge unterscheiden. Ödipus, Antigone und Elektra, die römischen Legenden vom Tod der Verginia

und vom Infantizid des Lucius Iunius Brutus, das Abrahamsopfer, die Geschichte von Hagar und Ismael als Gründungserzählung des Islam, Kain und Abel, das Gleichnis vom verlorenen Sohn und nicht zuletzt die Konstellation der Heiligen Familie selbst: Sie alle (und viele weitere) bilden ikonische Schlüsselfiguren und kulturelle ‚Urszenen‘ des Familialen, die in literarischen Texten von der Antike bis heute immer wieder aufgegriffen, variiert, umgedeutet oder als Subtexte eingeblendet worden sind, um jeweils zeitgenössische Familienkonstellationen zu bearbeiten. Die fortdauernde Wirkungsmacht mythischer und biblischer Familiennarrative erklärt sich dabei nur zum Teil aus ihrer (einstmals) kulturstiftenden Funktion. Auch wo kanonische Erzählungen nicht mehr, wie etwa noch in islamisch geprägten Gesellschaften (Benslama 2017), unmittelbar normative Kraft beanspruchen können, überleben sie als *cultural patterns* (Edward T. Hall) in den kulturellen und nationalen Archiven und bilden dort eine „phantomatische Tradition“ (Weigel 2006, 76; Abraham 1991), die sich in dem Maß fortsetzt, in dem das Geschehen der Überlieferung selbst „nach dem Modell familialer Erbschaft gedacht wird: ein Kontinuum von Geschlechtern, Völkern, Nationen“ (Weigel 2006, 83) und Fiktionen.

Gleichzeitig zeigt sich dieses „phantomatische“ Kontinuum als von Anbeginn in Frage gestellt und unterwandert: Zum einen konnotieren die mythischen ‚Urszenen‘ des Familialen durchweg (meist tödliche) Konflikte, die Familie gerade nicht als unproblematisches Relais im Wechsel der Generationen auszeichnen. Zum anderen stehen ihnen spätestens seit Beginn der Moderne Adoptions-, Selbstzeugungs- und Ablösungsphantasien entgegen, die entweder von Herkunftsbindung gar nichts mehr wissen wollen oder ihr selbstgewählte Genealogien entgegensetzen. Ungeachtet der Ordnungsversuche, die gemeinhin den Erzählungen und Darstellungen der Familie eingeschrieben sind, entfaltet sich das imaginative Potential des Familiären/Familialen daher vor allem aus Szenarien der Ent-Bindung, der generationellen Spannung und der Auflösung. Markant erscheint ebenso, dass die (Ideal-)Familie gerade im Zustand genuinen Mangels ins literarische Suchfeld tritt und die klaffende Abwesenheit ganze Gattungen/Genres inspiriert: So ‚gebiert‘ eine tatsächliche oder figurative ‚Vaterlosigkeit‘ mit der Pikareske eine der nachhaltigsten Erzählformen seit der Frühen Neuzeit; so wird ‚Kinderlosigkeit‘ zum maßgeblichen Dilemma dynastisch verfasster Familientragödien; und so erweist sich ausbleibende oder abgelehnte Mutterschaft gleichermaßen als gesellschaftliches Stigma, Initialmoment weiblicher Autorschaft und Kristallisationspunkt (post-)moderner Selbsterzählungen.

## **B. Literatur als transdiskursives und transmediales Reflexionsmedium**

In synchroner Perspektive steht die Familie stets im Schnittpunkt ökonomischer, juristisch-institutioneller, sexualpolitischer (bio- und genderpolitischer), soziologischer, ethnologischer, theologischer, pädagogischer, psychologischer und naturwissenschaftlicher (etwa abstammungsbiologischer) bzw. medizinischer (gegenwärtig vor allem reproduktionsmedizinischer) Diskurse. Literarische Texte greifen diese Diskurse auf und in sie ein, deuten sie ihrerseits im Rahmen ästhetischer Versuchsanordnungen (um) und tragen so entscheidend zur Prägung wie Kritik kultureller Familienskripte, -konstellationen oder -rollen bei. Zugleich sind die genannten Wissenschaften selbst immer schon textförmig verfasst und machen sich daher mit ihren Äußerungs- und Darstellungsformaten, ihren Semantiken und Narrativen mittelbar auch einer literaturwissenschaftlichen Analyse zugänglich. Der transdisziplinäre Dialog, den das Kolleg mit Publikationen und Expert\_innen aus einem möglichst breiten Spektrum einschlägiger Familienwissenschaften führen muss und will, weist damit umweglos auch ins genuin textwissenschaftlich-philologische Kompetenzfeld, wo die argumentativen Strategien, rhetorischen Verfahren oder Plausibilisierungsmuster sowie narrativen Inszenierungen familienrelevanter Forschung (und ihrer dominanten Erzählmuster) untersucht und reflektiert werden. Nicht erst seit der interpretativen Wende der Sozial- und Kulturwissenschaften (vgl. Geertz 1973; Clifford 1988; Bachmann-Medick 2006) haben sich das Literarische und seine Durcharbeitung, bei der Äußerungen auf ihre performative Bedingtheit und Faktenwissen auf seine Textualität geprüft werden, auf diese Weise als ein Reflexionsmedium erwiesen, das wissenschaftliche Darbietungen und Diskurse kritischer

Beobachtung unterstellt, einander gegenüber stellt, vermittelt, abwägt und womöglich kenntlich werden lässt, was ihre Familienentwürfe ausmacht, wie deren Voraussetzungen zu verstehen und blinde Flecken zu bewerten sind.

Das gilt erst recht auch für Doktrinen solcher gesellschaftlicher Institutionen, die traditionell ein besonderes Definitions- und Verfügungsrecht über die Familie beanspruchen. Das *Lexikon Familie* beispielsweise, das der Päpstliche Rat für die Familie mit dem dezidierten Anspruch herausgibt, „mehrdeutige und umstrittene Begriffe zu Familie, Leben und ethischen Fragen“ einer grundlegenden Klärung zuzuführen, eröffnet alarmistisch mit der Krisendiagnose, dass „der zweideutige Gebrauch der Sprache“ eine „der augenfälligsten Erscheinungen unserer Zeit“ sei (IX). Wie im weiteren – und nicht ohne Thomas Mann-Zitat (XII) – erklärt wird, lassen sich Grundübel der Gegenwart aus der „wachsenden Begriffsverwirrung“ (IX) und dem „Kampf der Semantik“ (XI) herleiten, der um Bezeichnungen wie „freie Liebe“ oder „Pro Familia“ geführt werde und der nach Intervention verlange. Der im Zeichen von „Aufklärung“ (XIV) hier reklamierte philologische Impuls ist ein perfekter Aufschlag, den eine kulturwissenschaftlich interessierte Literaturwissenschaft annehmen sollte, um den „Bogen des sozialen Diskurses“ (Geertz 1973), der so gespannt wird, nach- und weiterzuverfolgen. Wenn Literatur und insbesondere Erzählprosa mit Bachtin als Leitmedium (nicht nur) der Moderne aufgefasst werden kann, dann bietet sie in ihrer polyphonen, heteroglotten Verfasstheit ein vornehmliches Reflexionsmedium, um das Spannungsfeld widerstreitender Diskurse zu vermessen und erkunden.

Entsprechendes gilt für das Verhältnis des Literarischen auch zu anderen kulturellen, insbesondere visuellen Medien. Denn für die Kollegarbeit ist gleichfalls grundlegend, transmediale Modellierungen von ‚Familie‘ in die Diskussion mit einzubeziehen. So stellt beispielsweise die seit dem 15. Jahrhundert aus den Darstellungen der Heiligen Familie entstandene Tradition des (säkularen) Familienporträts samt ihrem Nachleben in der Photographie bis heute neben der Literatur eine der wichtigsten Gattungen familiärer Selbst- und Fremddarstellung dar – dem Postulat von Susan Sontag folgend, „photography becomes a rite of family life“ (8) – und somit einen Schau- und Kampfplatz konkurrierender Erinnerungen; so modellieren Gruppenskulpturen und Rauminstallationen von der *Laokoon*-Gruppe über Grabmonumente bis zu Mona Hatoums *Homebound* oder Ilja Kabakovs *In the Closet* einprägsame, oft traumatische Familienbilder und -bühnen; und so arbeiten Familienzeitschriften seit dem 19. Jahrhundert mit Text-Bild-Programmen, die, ebenso wie Film, Werbung und TV-Serien, Leitbilder der Familie nachhaltig prägen und vielfach noch in rezenten autofiktionalen Projekten (wie Edward Saids *Out of Place*, 1999) oder ‚verwandten‘ archivalischen *life writing* Unternehmungen (wie Ulrike Ottingers Montage-Film *Paris Calligrammes*, 2020) wiederkehren. Dabei ist Literatur allerdings nicht bloßer Mitspieler im Medien-Ensemble, sondern immer wieder für eine besondere Repräsentations- und ‚Sprecher‘-funktion gegenüber anderen Künsten in Anspruch genommen worden, beispielsweise von G. E. Lessing, der in seinem *Laokoon*-Traktat, wie W. J. T. Mitchell (1986, 95-115) nachweist, zugleich Maßnahmen (gender-)politischer Machtordnung ergreift und damit auch Familienskripte und -rollen verteilt (z.B. in Kap. II zu den gebärenden Frauen). Ohne solche Dominanzgesten zu übernehmen, bildet Literatur einen zentralen Aushandlungsort, um unterschiedliche mediale Konstruktionen und ästhetische Verfahren zu reflektieren und in Dialog zu bringen.

### **C. Familie als Ordnungsmodell**

Dieses Forschungsfeld umfasst Untersuchungen aus allen beteiligten Philologien, die – dank des Zuschnitts als Graduiertenkolleg – in vergleichender Perspektive gebündelt werden und so Aufschluss über Familie als narratives und dramatisches Ordnungsmuster geben können, das in zahlreiche andere Bereiche einwandert bzw. aufgrund seiner epistemischen Modellfunktion gezielt auf sie übertragen wird. Es versteht sich, dass dabei die ‚familialen‘ Mechanismen solcher Übertragung sowie Überlieferung selbst, ihre Bindungskräfte und Umbrüche, stets mitbedacht werden müssen.

Als Grundmuster elementarer Ordnungsanstrengung und symbolisches System greift Familie immer schon über die Sphäre der Verwandtschaft im engeren Sinn hinaus. Gerade die Trennung von *oikos* und *polis* ist die Voraussetzung dafür, dass Terminologien der Verwandtschaft, der Abstammung und des Familialen immer wieder auf die Bereiche des Politischen und des Religiösen übertragen werden konnten, so dass beispielsweise ein politischer Herrscher oder ein Gott als Träger einer Vaterimago erscheinen, die Glaubensgemeinschaft oder die nationale Gemeinschaft als erweiterte Familie dargestellt werden können. Spätestens um 1800, mit dem Aufkommen des „genetischen Gedankens“ (Virchow), d.h. mit der Konzeptualisierung einer zeitlichen Tiefe des Lebens, wird die Familie und ihr semantisches Feld (Abstammung, Natalität, Genealogie, Degeneration, Vererbung, Verwandtschaft usw.) aber auch zur wirkmächtigen epistemischen Metapher in verschiedenen Wissensbereichen, Disziplinen, Diskursen. Der soziobiologische Diskurs des (malthusischen) Darwinismus beispielsweise gründet auf der Familienmetaphorik (Überbevölkerung als Ergebnis des Fortpflanzungstriebes, Verwandtschaftsbeziehungen in der Natur, sexuelle Selektion usw.). Das politische Imaginäre konstituiert sich durch die Organismus-Metapher, für die familiäre Verhältnisse eine große Rolle spielen. Nation Building-Prozesse, auch die zeitgenössischen (zumal postsozialistischen oder postkolonialen), können ohne Vorstellungen von „Verwandtschaft“, die Kontinuität modellieren, kaum gestaltet werden. Aber auch die Philologie, die sich im 19. Jahrhundert als historische Disziplin etabliert, denkt in Familienkategorien (Sprachfamilien, Filiationsbeziehungen usw.). Kunst- und Literaturgeschichte modellieren Epochen- und Stilwandel mittels Genealogie-Vorstellungen (im frühen 20. Jh. formuliert Tynjanov die Idee einer literarischen Evolution als Kampf der Generationen), und die Universität inszeniert sich im Sozialisationsbund als „Alma Mater“ und weist ihren Adepten „Doktorväter“ zu (vgl. <https://www.kulturwissenschaften.de/interview-alma-mater/>). Auch spezielle akademische Disziplinen wie Erzähl- und Genretheorie lassen sich womöglich auf ihren Einsatz von Familientropen befragen, beispielsweise wenn narrative Verfahren wie das allwissend-auktoriale Erzählen in einer gottgleichen Vaterimago gefasst wird bzw. wenn – gegenläufig – postmoderne oder queere Erzähltexte wie Jeanette Wintersons *Written on the Body* (1992) einer autodiegetischen Erzählfigur eindeutige gender-Markierungen entziehen.

Gerade solche Übertragungen zeigen jedoch: Familie ist jenseits eines narrativen Schemas nicht denkbar; sie folgt der Logik eines Denkens in Kategorien von Ursprung und Ablauf, Ursache und Wirkung, temporaler Veränderung und kausaler Verknüpfung, die in die verschiedensten Wissensbereiche exportiert werden, aus diesen aber auch auf das (Selbst-)Verständnis der sozialen Kleingruppe und ihre Imaginationen zurückwirken. In diesem Bereich stehen daher kultur- und literaturwissenschaftliche Analysen des Tropentransfers zwischen den Disziplinen sowie dessen Bearbeitung in literarischen Texten zur Diskussion.

#### **D. Narrative der Familienforschung**

Familienforschung, wie sie das Kolleg praktizieren will, lässt sich durch einschlägige Texte, namentlich Family Sagas, Rachetragödien, Mafia Soaps, Kitchen Sink Drama oder sonstige Groß Erzählungen, wie beschrieben, nicht nur illustrieren und anschaulich machen; Familienforschung bringt ihrerseits immer schon spezifische Erzählungen hervor, mit denen sie sich und ihren Gegenstand konstituiert. Gemäß der reflexiven Herangehensweise des Kollegs sind solche Erzählungen und ihre Muster entschieden von Interesse, wenn es gilt, rhetorische Verfahrensweisen und ästhetische Strategien auch wissenschaftlicher Diskurse zu erhellen und zur Diskussion zu stellen. Dafür ist auch von grundlegender Bedeutung, in einer autoreflexiven Wendung die Geschichte der Familienforschung selbst zum Thema zu machen und danach zu fragen, was mit den Narrativen der Familienforschung (als genitivus subjectivus wie auch objectivus zu verstehen) noch alles erzählt werden mag.

Hintergrundmythen und Figurenensembles, die Leitbilder der Familie (und die Sorge um sie) bis heute bestimmen, haben eine sehr lange, oft verwickelte Geschichte, die bis zu den Anfängen der historisch bzw. textuell greifbaren Überlieferung zurückverfolgt werden kann. Kernnarrative und besonders wirkmächtige Familienerzählungen aber, wie sie für

wissenschaftliche Forschungsprojekte im engeren Sinn maßgeblich geworden sind, stammen vorwiegend aus dem ‚langen‘ 19. Jahrhundert (das etwa von der Rousseau-Rezeption bis zur Psychoanalyse reichen dürfte). Mit den sozialphilosophischen Entwürfen Rousseaus, Kants und Hegels oder den soziologischen Entwürfen eines Riehl, Tönnies oder Durkheim wurde in der europäischen Forschung ein Rahmen gesetzt, der nicht nur sozialpolitische Familiendebatten bis heute reguliert, sondern der auch massiven Einfluss auf die Erforschung früherer (insbesondere mittelalterlicher und frühneuzeitlicher) sowie außereuropäischer Familienformationen hatte und weiterhin hat. Das zeigt paradigmatisch Johann Heinrich Riehl mit seinem Buch *Die Familie* (erschieden als dritter Teil der *Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*), das 1854 die Legende von der vorindustriellen Großfamilie im „ganzen Haus“ begründete, dessen Fundament er durch die zunehmende Durchsetzung der bürgerlichen Kernfamilie bedroht sah. Sein Projekt eines Wiederaufbaus dieses „Hauses“ fand auf vielfältige Weise Eingang in literarische Projekte seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wurde aber auch von der entstehenden Soziologie, Sozialanthropologie und Sozialgeschichtsschreibung aufgegriffen und in die folgenden Jahrhunderte weitergetragen – eine bislang kaum erforschte Geschichte der Wechselwirkung zwischen einem genossenschaftlichen Familienmodell und seinen diskursiven Nutzungen, die sich durch solche Rückkoppelungseffekte eignet, Wege der Familienforschung retrospektiv zu kartieren.

Von anderer Seite und mit Blick auf die Herausforderungen, denen sich westliche Beobachter\_innen bei der Dechiffrierung nicht-westlicher Gesellschaften ausgesetzt gesehen haben, hat die jüngere Sozialanthropologie die Haus-Metapher als „Houses of Memory“ weiter- und umgenutzt, um *kinship*-Formationen „after kinship“ (Carsten 2004) zu erkunden.

## E. Queere und postkoloniale Perspektiven

Die dringlichste Herausforderung – und zugleich der stärkste Forschungsantrieb – für das Thema ergibt sich aus der radikalen Infragestellung von tradierten Familienmustern und Geschlechterrollen, die vormals für unbezweifelbar gehalten und daher als naturgegeben proklamiert werden mochten, längst aber in Auflösung begriffen sind und dies nicht erst seit die Dresdener Skandalrede der Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff 2014 von den „abartigen Wegen“ sprach, auf denen neuerdings „Halbwesen“ durch In-Vitro-Fertilisation, Leihmutterschaft und Samenspenden „widerwärtig“ in die Welt gesetzt würden (vgl. <https://www.deutschlandfunk.de/dresdner-rede-von-der-machbarkeit-die-wissenschaftliche-100.html>). Was die Büchner-Preisträgerin dergestalt pejorativ formulierte, führt indes auf eine Gretchenfrage, der nicht ausgewichen werden darf: „Was ist eigentlich eine Familie angesichts der Möglichkeiten der modernen Reproduktionsmedizin?“ (Bleisch/Büchler 2020, 16) Dabei sind solche biotechnologischen Optionen, von zeitgenössischer Erzählliteratur bereits vielfach gestaltet (gerade auch in Verschränkung mit post- und neokolonialen Relationen, z.B. Meera Syal, *The House of Hidden Mothers*, 2015), lediglich Symptom und Instrument einer tiefgreifenden und schon länger währenden Neuverhandlung von *sex* und *gender*, die mit deren performativitätstheoretischer Neukonzeption ihren Aufschwung nahm (Butler 1990, 1992), die insbesondere zur kritischen Befragung und kulturellen Reperspektivierung von Mutter-Rollen im Sinne eines funktionalen *mothering*-Konzepts geführt hat (z.B. Rich 1976, DiQuinzio 1999, Ruddick 1994) und die neuerdings in Transgender-Projekten und -Diskursen kulminiert (z.B. Halberstamm 2005, Faye 2021), allerdings nicht ohne widerständige Stellungnahmen (Stork 2017) zu provozieren. Diese facetten- und gestaltenreiche Bewegung unter dem Terminus *queer* zusammenzufassen, ist nicht nur deshalb problematisch, weil dieser kollektiviert und homogenisiert, was nach Differenzierung verlangt, sondern vor allem, weil er einer Geschichte der Skandalisierung nicht-heteronormativer Lebensformen entstammt und deren Herabsetzung perpetuiert. Andererseits bezieht der Terminus, wie Butler zu bedenken gibt (1992, 169), aus seiner invektiven Nutzung gerade das Potenzial zur Umwertung durch Wiederholung und setzt jedenfalls alles Familiäre einem produktiven Frageprozess aus, durch den Familien-Semantiken sich desedimentieren und umsortieren lassen: so wird die queere Patchwork-Familie zum Inbegriff von ‚doing family‘.

Dieser Prozess ist mit Sicherheit älter als sein theoretisches Beschreibungsrepertoire und lässt sich schon an einem romantischen Patchwork-Text wie Mary Shelleys *Frankenstein* nachzeichnen (Johnson, 2014). Einschlägige Schnitt- und Nahtstellen des Familialen zeigen sich aber erst recht in der Konfrontation europäischer mit außereuropäischen Perspektiven. Es ist daher von besonderer Dringlichkeit, transkulturelle Literatur in die Untersuchung einzubeziehen, die an der gegenwärtigen Konjunktur des Familienromans beträchtlichen Anteil hat (vgl. Holdenried/Willms 2012; Götsche 2013) und das nicht nur, weil Diaspora-Fiktionen häufig einen Mutter- bzw. Mutterlandmythos unterhalten. In postkolonialen Kontexten stehen Familiengeschichten, -verbindungen und -brüche vielmehr schon deshalb im Zentrum vieler Texte, weil sie speziell auf diesem Feld die Genealogie von Autorschaft bedingen und in etlichen Fällen, besonders bei der sog. ersten Generation, entscheidend hervorbringen. Das zeigt z.B. die *African trilogy* von Chinua Achebe (1958–1964), die als Gründungstext postkolonialer afrikanischer Literaturen gelten kann (vgl. Döring 1996). Das zeigen aber auch klassische und rezente Erzähltexte der Black British Literature sowie karibischer Autor\_innen, deren auto- und parabiographische Schreibweisen sich am Modell des Familialen abarbeiten und bei vielen (gerade männlichen) Autoren Filiationsfiktionen stiften helfen. Weibliche bzw. queere Umschriften dieser Tradition und die Herausbildung transformativer Patchworkfamilien finden sich bei Autor\_innen wie Marina Warner (*Indigo*, 1992), Jackie Kay (*The Adoption Papers*, 1991; *Trumpet*, 1998) und Bernardine Evaristo (*Mr. Loverman*, 2013; *Girl, Woman, Other*, 2019). Auch in der arabischen Literatur wird die Form des Familienromans eingesetzt, um Identitätskonflikte zwischen arabischer Tradition und Kolonialgeschichte zu modellieren. So schildert beispielsweise der ägyptische Nobelpreisträger Naguib Mahfouz in seiner *Cairo Trilogy* (1956/57) das Schicksal einer Kairoer Kaufmannsfamilie vom Ende des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Die als ägyptischer „Bildungsroman“ interpretierte Trilogie (Mahmoud 2019) gewinnt ihre poetologische Dimension daraus, dass Mahfouz in den auf der Ebene der *histoire* erzählten familiären Nachkommenschaften und ihren Brüchen zugleich seine literarische Nachkommenschaft als Autor im Spannungsfeld traditioneller arabischer und europäischer Erzählformen (vor allem eben des Bildungs- und Familienromans) reflektiert. Vor dem Hintergrund eines zunehmend globaler werdenden Literaturmarkts und der Auflösung monokultureller Archive betrifft ein zentrales Forschungsinteresse des Kollegs die Frage, welche literarische Tradition zu einer gegebenen Zeit (auf Kosten einer anderen) jeweils eingespielt wird, wie sie – auch jenseits historischer Plausibilität – gegeneinander ausgespielt werden und welche Umdeutungen und Umwertungen des Familialen dadurch jeweils erreicht werden sollen.